

„BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczauer Zeitung.“

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

Der Theater-Teufel.

Original-Roman aus dem Komödiantenleben von G. Schäfer-Perastui. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck verboten. (Fortsetzung).

Nach ging es an das Abladen der Dekorationen, wobei ein jedes Mitglied behilflich war.

Ausgeschlossen waren die Damen als das zartere Geschlecht. Während die Herren mit abgeworfenen Röcken die Berge und Landschaften, Säle und Kerker hineinschleppten, saßen sie bei einem Täschchen Kaffee, den die Köchin des Reichswappens bereitet hatte.

Der dicke Wirth amüsierte sich ganz ausnehmend über das lustige Benehmen der beiden jüngeren Herbstidamen.

Das schnatterte und gackerte wie in einem Hühnerstall. Und dabei blickten ihn die beiden oft so komisch an, daß es ihm ganz schwül wurde. Dergleichen war er eben gar nicht gewöhnt.

Später zogen sich die Damen auf ihr Zimmer zurück, um die Kostüme für den Abend auszupacken. Ein jedes Mitglied rühmte sich, Maria Stuart im Schloße herfagen zu können, so oft hatten sie das Drama bereits gespielt.

Kam es aber doch vor, daß sie sich am Abend bei irgend einer Stelle vergaßen, so war dies kein Unglück. Das Publikum merkte dergleichen selten.

Jeremias hatte bereits bei seinem letzten Hiersein das Podium aus Bierfässern

gemalt — waren und dann blieb noch eine große Oeffnung vorn in das Podium zu fügen, worüber man einige Bretter packte. Hierher kam der Souffleurkasten, groß und breit, der wichtigste Raum in der Truppe Jeremias Schmidt's.

Nachdem der Vorhang angebracht und zwölf Petroleumlampen an Roullissen und Rampe gehängt waren, schloß die eigentliche Arbeit, die einige Stunden gewährt hatte.

Mortimer, Leicester, der fliegende Schneider, alle hatten sie mitgeholfen und labten sich nun an dem wohlverdienten Gerstensaft, der auf die Allgemeinkosten geschlagen wurde.

Vom Schloß schickte man um die ersten Billets herüber, sogar aus dem Dorfe kamen einige Bestellungen. Was sich die Schloßherrschafft ansah, wollte man sich nicht entgehen lassen.

„Das Geschäft in Trautenau wird gut,“ schmunzelte Jeremias. Der Leicester nickte, eingedenk seiner Kunstschöpfungen und der Intrigant faßte unwillkürlich nach der Stelle, wo



Der Theater-Teufel. Man trank auf das Wohl der Schottenkönigin.

er sein Magen vermutete. und einigen Duzend glatter Bretter herstellen lassen.

Das Lattengerüst wurde festgenagelt, Schnuren angebracht, die Roullissen aufgezogen, sammt den beiden Propekten, die zu stürzen — also auf beiden Seiten be-

Welch' ein seltsames Bewußtsein, sich Tag für Tag satt essen zu können. Hans Andorf hatte heute nur wenig Worie.

Was die andern freute, stimmte ihn

verdrissen. Nur unwirsch stand er Rede, wenn er gefragt wurde.

Nach eingenommener Stärkung wurden noch die Stühle des Zuschauerraumes mit Nummern versehen, die der Kunstmalerschwungvoll zeichnete.

Ein langer, schmaler Tisch mit einigen Kerzen wurde in die Ecke vor dem Vorhang gerückt.

Der Platz war für die Musik, die Jeremias, fünf Mann hoch, im Flecken aufgetrieben hatte.

Natürlich war es Blechmusik und der erfahrene Direktor mußte darauf Bedacht nehmen, daß er die reservierten Plätze der Schloßgesellschaft möglichst fern von diesem Getöse anbrachte.

VII.

Es ward allmählich Abend.

Die Mitglieder der Truppe zogen sich in das hinter der Bühne liegende Zimmer zurück, das durch eine wildgemalte, unübersteigliche Felswand in zwei Hälften getheilt wurde: Herren- und Damen-Garderobe.

Der Wirth zum Reichswappen rieb sich vergnügt die Hände; er hatte guten Zuspruch heute.

Langsam füllte sich der kleine Saal.

Madame Herbst, welche die Elisabeth spielte, saß an der Kasse.

Graf Leicester (er nahm die Eintrittskarten ab) kontrollierte sie heimlich.

Er traute ihr nicht und die Einnahme ging auf „Theilung.“ Beide waren im ersten Akt frei und konnten also das Kassenwesen versehen.

Mit der Kostümierung waren sie bald fertig; das Geschäft ging vor.

Die Herrschaften vom Schloß trafen ein. Kurt ging zwischen Boden und dem Leutnant Rohden.

Die Verstimmung vom Morgen war gewichen. Von der Abreise der beiden Damen wurde von keiner Seite mehr etwas erwähnt.

Mehrere Bedienstete waren schon früher eingetroffen.

Die königliche Kassiererin wußte sich kaum zu helfen vor Verlegenheit.

Mehrmals griff sie fehl, verwechselte das Geld, vergaß herauszugeben und gab schließlich doch die falschen Karten. Dafür benahm sich Leicester um so würdiger.

Rohden flüsterte er sogar ein „guten Abend, Kamerad!“ nach, denn er rühmte sich oft, Reserve-Offizier zu sein.

Daß er wartete, bis Rohden weit genug war, um den Gruß unmöglich hören zu können, war Bescheidenheit.

Die fünf Dorfmusikanten hatten nur auf das Erscheinen der Schloßherrschaften gewartet, um loswettern zu können. Es war ein arg mißhandelter Trauermarsch, den man zu hören bekam.

Seine Wirkung that er.

Die jungen Herren, Kurt und Rohden nicht ausgeschlossen, geriethen in die heiterste Stimmung. Die Vorstellung nahm ihren Anfang.

Von da an verhielt sich Kurt schweigend; sein Blick hastete unverwandt auf der Gestalt der jugendlichen Schottenkönigin.

Ein dunkles, sehr einfaches Sammetkostüm umgab ihre herrlichen Glieder.

Sie sah nicht königlich aus, sondern wie eine milde Nachtsee. Schminke und Puder hatten es nicht vermocht, ihr den Reiz ihres Antlitzes zu nehmen.

Ihre Augen standen oft voller Thränen, denn Julianne fühlte, was sie sprach.

Der Nerv bebte in ihr bei der Darstellung dieser unglücklichen Königin.

Hin und wieder versuchten die Freunde eine ironische Bemerkung zu machen, doch Kurt schwieg und sie empfanden daraus seine Mißbilligung.

Das übrige Publikum verhielt sich schweigend.

Julianne sprach nicht fehlerfrei; sie vermochte auch nicht ihr natürliches Feuer zu dämpfen, um es an bedeutenderen Stellen besser anwenden zu können.

Mit den Händen machte sie zu viel Bewegungen, aber über allem lag ein frischer Hauch von Natürlichkeit.

Sie war keine Schottenkönigin, am wenigsten ein sich ihrer Reize bewußtes und zielsticher vorgehendes Weib, das sich da eben Maria Stuart nannte, aber ein Wesen, ganz aus Fleisch und Blut und mit dem Feuer eines leidenschaftlich großen Herzens spielend.

Trautenau hatte nur Augen für sie allein. Mehrmals stieß ihn Boden an und flüsterte:

„Stümper — Stümper! Aber äußerst amüßant, dieses Drama!“

Das Stück war besetzt, so gut es ging, manche Parthie gänzlich herausgestrichen, andere mußten „zusammengespielt“ werden, kurz es war die Bearbeitung Jeremias’.

Es war ja immer so gegangen. Souffleur war, wer einen Akt frei hatte.

Er mußte in den Kasten hinunterkriechen; auch Julianne that es, weil es nicht anders ging.

Weil Julianne die Schloßherren draußen wußte, spielte sie mit einer eigenen Erregtheit. Zu allem blickte sie der junge Baron noch beständig und starr an.

In einem Zwischen-Akt beobachtete sie auch ihn durch eine kleine Oeffnung im Vorhang.

Er war hübsch, mit grau-blauen, etwas träumerischen Augen und einem offenen Gesicht.

Ihr Herz klopfte rascher. Er hatte seine Augen auf die Stelle gerichtet, an welcher sich ihr Antlitz befand.

Julianne fuhr zurück.

Hans Andorf stand dicht neben ihr. Er sagte kein Wort, sondern blickte nun ebenfalls durch den Vorhang. Der Baron starrte ihn an. Mit einem finsternen Ausdruck im Gesicht wendete er sich ab.

Julianne stieg in den Souffleurkasten.

Kurt fühlte sich gelangweilt; er wußte, daß er jetzt die Stuart nicht zu erwarten hatte.

Die anderen spielten sämmtlich gräulich. Kunz von Kunzendorf, der Leicester, trug wirklich schwarze Lackhäute an den langen Beinen.

Er gab sich sehr würdig. Ob nun die Verse, welche er sprach, von Schiller waren oder „umgedichtet“ von ihm selbst, dies rührte die große Seele nicht.

Für Trautenau war dieser Akt kaum zu ertragen. Die andern Herren aber hatten erst jetzt ihre volle Laune gefunden; sie winkten dem Leicester und der Königin Elisabeth auf die Bühne hinauf und diese nickten geschmeichelt wieder herunter.

Boden machte den Vorschlag, nach Schluß der Vorstellung die „ganze Bande“ zu einem Abendessen im Nebenzimmer des Reichswappens einzuladen, wozu alle sich bereit erklärten, schließlich auch Kurt.

Bald kam die bekannte Gartenszene, da Mortimer die Königin gewaltsam an seine Brust drückt, wo seine fanatische Leidenschaft in helle Flammen aufschlägt.

Mit erregtem Gesicht stürzte Hans Andorf auf die Bühne und begann seine immer lauter, hastiger werdende Rede.

Seine Augen schossen Blitze und die Hände krampften sich zusammen.

Julianne selbst blickte ihn einen Augenblick betroffen an; so hatte er nie gespielt. Aber wahrscheinlich wollte er den Herren vom Schloß zeigen, was er vermochte.

Nun schlang er den Arm um ihre Gestalt, sein Athem flog und das Auge senkte sich voll verzehrender Gluth in das der Stuart.

Er murmelte einen Namen, den nur sie allein verstand:

„Julianne —!“

Sie stieß ihn zurück, ganz im Charakter der Rolle.

Da reißt er sie noch einmal an sich, preßt seine Küsse auf ihren Hals und Nacken. —

Die Schottenkönigin stürzt ab.

Als erwachte er aus einem wilden Taumel, steht Mortimer, bis ihn O’Kelly’s Botenschaft trifft:

„Die Königin ist ermordet auf der Lond’ner Straße —“

Dann stürmt auch er, mit dem lächerlichen Schwert in der Faust, davon.

Diese Szene, allbekannt — und nur von diesem Mortimer mit einer jeden königlichen Rang vergessenden Leidenschaft gespielt, hatte den jungen Gutsherrn mächtig erregt.

Boden flüsterte ihm zu:

„Der gelabeinige Mortimer ist ein ganz verdammter Bengel! Er hat Feuer, alle Wetter! Es wäre kein Wunder, wenn er bei nächster Gelegenheit seine Schottenkönigin einmal ersticke!“

„Scheint ein alter Liebhaber dieser Königin zu sein!“ witzelte Rohden.

„Laß’ doch diese Scherze!“ bat Kurt.

„Ich liebe sie nicht!“

Rohden murmelte etwas gänzlich Unverständliches und klemmte sein Monokel fester.

Der letzte Akt war gekommen.

Jeremias schloß mit der Hinrichtung, denn etwas Effektvolleres konnte nicht mehr kommen; der Schiller’sche Schluß war seinem Publikum viel zu langweilig.

Ein Mal hatte er ihn versucht. Aber sie hatten fürchterlich gelacht, als der Darsteller meldete:

„Der Graf schickt seine Empfehlung; er ist zu Fuß nach Frankfurt!“

Es war ein unrecht angebrachtes Extempor von dem sonst komische Rollen spielenden Darsteller. Was er erzielte, erreichte er. Das Publikum, in der Nähe Frankfurts lachte unbändig.

Jeremias wurde sehr zornig.

Er entließ den Schiller verbessernden Schauspieler und das letzte Bild ward für die Folge gestrichen. Es war auch nichts rechtes daran.

Im Streichen war der alte Direktor überhaupt groß und im Besetzen eines Stückes kam ihm keiner über. Er legte ganz einfach seine drei schmalen Finger auf das Personalverzeichnis.

Was darunter hervorshaute, wurde weggestrichen. Seine Personenzahl lag zwischen den drei Fingern.

Mit dem Kopf herunter schloß Maria Stuart. Leicester, der bei dem Ton des niederfallenden Leibes ohnmächtig zusammensinkt, hatte sich seine Rolle bequem zurechtgelegt.“ Die Hauptsache war nun dieser „Ton“ eben.

Um es recht natürlich zu machen, verwendete Jeremias dazu einen harten Gemüsekopf, der auf den Boden gelegt und mit einem scharfen Handbeil durch einen einzigen, wuchtigen Schlag gespalten ward.*)

Die Gemüserippen knirschten denn auch jedes Mal so fürchterlich, daß sich das Publikum unheimlich schüttelte. Der Zweck war dadurch erreicht.

Hans Andorf, der längst fertig war, stand mit dem Beil vor dem Gemüsekopf.

Seine Miene war nicht freundlicher geworden. Er blickte Julianne flüchtig an, als sie an ihm vorbeisritt, die Papierkrone in dem weichen Seidenhaar.

Er sah dann ihrem weißen, schimmernden Nacken nach, bis er unter den Deformationen verschwunden war. Dann starrte er wieder auf den Kopf zu seinen Füßen.

Das Stichwort fiel. — Mortimer schlug so wüthend mit dem Beil dazwischen, daß die Bühne von dem Schlag erdröhnte.

Der Vorhang rollte ab, die Komödie war zu Ende. Für Hans Andorf nahm eine andere ihren Anfang.

Das Publikum applaudierte stark. Die Schloßherren hatten geröthete Gesichter, so sehr hatte sie dieser Schluß erheitert.

Nur Kurt verhielt sich auch jetzt noch ziemlich einsilbig, war jedoch sofort bereit, dem vorgeschlagenen Abendessen beizuwohnen, ja, er verlangte, allein die Kosten davon tragen zu dürfen, was ihm, unter humoristischen Bemerkungen, auch bewilligt wurde.

„Trautenau soll den meisten Genuß davon haben!“ lachte Boden. „Er mag sich sonnen in der königlichen Gunst der Schotkin!“

*) Noch heute so üblich an den meisten kleineren Bühnen.

Ein allgemeines Gelächter begleitete diese Worte, bei denen sich Boden jedoch nichts Besonderes gedacht hatte.

Der junge Gutsherr erinnerte sich der Worte Maria's. Noch immer klangen ihm die Worte im Ohr, die Julianne so eigen gesprochen:

„Falschen Schein hab' ich verschmäht mit königlichem Freimuth, und ich kann sagen: Ich bin besser, als mein Ruf!“ —

VIII.

Die Schloßgesellschaft hatte sogleich nach Schluß der Vorstellung dem Direktor ihre Einladung zugesandt.

Die Aussicht auf ein warmes Abendessen fuhr wie der Blitz in die Gesellschaft.

Ein Ablehnen gab es natürlich nicht; es dachte auch Niemand daran. Am wenigsten berührt von dieser Einladung wurde Hans Andorf.

Ihm war es ja einerlei. Was sich weiter entwickelte, würde sich ja zeigen.

Der dünne Intriguant sprang vor lauter Vergnügen eine ganze Weile von einem Fuß auf den anderen. Er nahm sich vor, möglichst viel zu essen — gleich für die nächstfolgenden Tage.

Die Dame Herbst, welche bereits ihren Schuinkasten geschlossen hatte, öffnete denselben erregt noch einmal und theilte „jugendlich Noth“ an ihre beiden herbstlichen Blüthen aus. Alle Drei machten sich dann einen leichten, schwarzen Strich unter die Augenlider, um einen feurigen Blick zu erhalten.

Graf Leicester steckte einige weiße Blätter zu sich.

Möglich, daß sich bei den Herren eine Porträtskizze machen ließ. —

Und Julianne? Sie strahlte vor Vergnügen.

Bäselnd betrachtete der Vater sein Kind. Er machte sich keinerlei Gedanken über diese Freude. O, er hatte ja geahnt, daß der Aufenthalt hier angenehm wurde.

Das fahrende Volk, vom Schicksal in der Welt herumgestoßen und wenig gelind behandelt, erfaßt eine solche Gelegenheit, da man ihm freundschaftlich entgegenkommt, meist mit Begierde; es sind Festtage.

Und nicht viel solche giebt es im Jahr für dies Volk.

Julianne legte wieder ihr einfaches Kleid an, denn sie besaß kein besseres, steckte aber doch eine kleine, künstliche Blume in das Haar. Die Röthe der Erregung lag wie ein feiner Duft auf ihren Wangen.

Andorf wartete vor der Bühne, bis die anderen Mitglieder ankamen, um dann mit ihnen in die Lokalitäten zu schreiten.

Er hätte gern von Julianne noch vorher einen kurzen, warmen Blick erhascht, gerade jetzt, bevor sie zu diesen Lebemännern ging, aber sie blickte ihn kaum an und sehr gleichgültig.

Daß er die Brauen zusammenzog und leicht die Farbe wechselte, bemerkte sie nicht einmal. Sie lachte eben laut und glücklich. —

Der kleine, dicke Wirth hatte, auf Wunsch der Herren, in seinem Nebenzimmer eine Tafel arrangiert und öffnete den ankommenden Künstlern bereitwilligst die Thür.

Von der Küche her prasselte und dampfte es; der hungrige Intriguant fuhr sich einige Male über die Stelle seines Magens.

Da innen war alles weiß gedeckt, Stühle zurechtgestellt, sogar einige Blumen streckten die dicken Köpfe zwischen Gräsern aus alten Vasen.

Die Herren vom Schloß erhoben sich leicht beim Eintritt der Truppe. Mühsam bewahrten sie den Ernst ihrer Mienen.

Der Leutnant plazierte, im Verein mit Boden, die einzelnen Personen.

Ehe Kurt dagegen protestieren konnte, — er hätte es übrigens auch gar nicht gethan, — hatte Boden ihm Julianne an die Seite gesetzt, den alten Jeremias aber etwas entfernt. Der alte Mann lachte dazu nur.

Er hatte versucht, von großer Ehre etwas zu murmeln, kam jedoch gar nicht zum Neben.

Die Gesellschaft war um die Tafel vertheilt; die Schloßherren mitten unter den Komödianten.

Alle, Kurt ausgenommen, zeigten bald eine ausgelassene Heiterkeit. Rohden hatte sich zu seinem eigenen Vergnügen zwischen die beiden „herbstlichen Blüthen“ gesetzt; diese Unterhaltung gewährte ihm den größten Spaß.

Dem Boden hatte er die Alte zugeschohen. Die beiden anderen Herren, harmlose Krautjunker, unterhielten sich mit den Uebrigen.

Einen ganz vorzüglichen Platz hatte sich der Intriguant selbst erobert. Da er zu lange an der Thür stehen blieb, des Ruchenduftes wegen, so bekam er die letzte Stelle, einen ziemlich unsichtbaren Eckplatz.

Das starke Blumenbouquet bedeckte ihn vor den anderen, hier ließ es sich „essen“, wie im Paradies.

Kurt flüsterte einige Komplimente, die Julianne mit aufrichtiger Freude entgegennahm; sie hörte deren ja so wenige. Dicht an ihrem Ohr tönten Worte, wie sie solche noch nie vernommen.

Man trank auf das Wohl der Schottenkönigin. Kurt war einer der Ersten, der sein Glas erhob.

Als er mit Julianne anstieß, ging der Kelch in Scherben. Hans Andorf, von allen unbeachtet, stieß ein kurzes, ungemein bitteres Lachen aus.

Mit einem leichten Ruf des Schreckens fuhr Julianne zurück. Komödianten sind alle abergläubisch; die Mitglieder schauten betroffen auf den Strom des eblen Weines.

Dafür tönte um so lauter das Gelächter Rohden's.

Er erhob nun sein Glas und trank auf die Herrschaft der engelländischen Königin Elisabeth, alias alte Herbst.

Der Uebermuth hatte wieder jedes andere Gefühl der Mißstimmung aus dem Feid geschlagen.

Die Thüren öffneten sich und der strahlende Wirth brachte, im Verein mit der Wirthschafterin, die dampfenden Schüsseln!

„Hallelujah!“ sagte der Intriguant leise für sich.

Es war jetzt etwas stiller. Das hungrige Völkchen labte sich an dem Festessen.

Nur hin und wieder ertönte leises, halbunterdrücktes Richern. Ueber die weiße Ecke, am Ende der Tafel, fuhr mehrmals ein langer, schwarzer, dünner Intriguanten-Arm, um mit den Leckerbissen alsbald wieder zu verschwinden. Sonst sah man von dort nichts.

Ein Mal lachte Rohden laut auf.

Die beiden Herbstdamen zu seinen Seiten speisten entseztlich affektiert, so daß sie ihn mit den spitzen Ellenbogen mehrmals gegen den Körper stießen.

Da aber Rohden, wie die meisten Menschen, unter'm Arm empfindlich war, vermochte er sich schließlich nicht mehr zu halten.

Madame Herbst unterhielt sich mit Boden und einem der Junker ganz vorzüglich. Die beiden glaubten ihr ausß Wort die Erzählung von ihren großen früheren Erfolgen. Dabei schnitten sie die feierlichsten Gesichter der Welt.

Madame erzählte unstreitig interessanter, als Julianne, die seit einiger Zeit sehr ruhig geworden war und nur den Gutsheeren sprechen ließ.

Die allgemeine Stimmung wurde sehr animiert. Den Schüsseln ward alle Ehre angethan.

Kurt von Trautenau, plötzlich ausgelassen heiter, ließ Champagner auffahren, den der Wirth für solche vereinzelte Fälle glücklicherweise auf Lager hielt.

Unter lautem Lärm knallten die Pfropfen.

Der dünne Intriguant winkte bereits nach dem ersten Glas stumm ab.

Er sank in seine schützende Ecke zurück. Dem Armen war es von vielem Essen übel geworden. Darüber hätte er Thränen vergießen können.

Schließlich nickte er hinter dem Herbstblumen-Strauß sanft ein.

(Fortsetzung folgt.)

Im Luftballon nach dem Nordpol.

Von F. Clemens.

(Nachdruck verboten.)

Der Nordpol ist seit langer Zeit das Ziel der Sehnsucht unserer großen Reisenden. Wird die Menschheit dieses Ziel je erreichen? Sehen wir, wie weit ihre Versuche in dieser Richtung bisher gediehen sind, bevor wir uns zu einer Antwort auf diese Frage entschließen.

Irliche Mönche und skandinavische Piraten waren die ersten, welche dem hohen Norden entgegenreisten. Vom achten Jahr-

hundert ab besuchten die nordischen Seehelden, die Orkaden, die Hebriden, die Shetlands-Inseln und die Färder, trafen aber dort schon irische Mönche an, die bereits seit einem Jahrhundert ansässig waren, um die heidnischen Einwohner zu Christen zu machen. Gegen 861 entdeckte der norwegische Seeräuber Naddob Island, wohin ein Sturm ihn unversehens verschlug (das „Thule“ der Helden Sage.) Das neue Land bevölkerte sich bald und seine Bewohner drangen kühn nach dem Norden vor, unter ihnen Gunnbjörn, welcher zuerst die weißglänzenden Gebirgsspitzen Grönlands (des grünen Landes) zu Gesicht bekam. Bald darauf besuchte Erik der Rothe die Ost- und Westküste von Grönland, das ebenfalls anfieng, sich an den günstiger gelegenen Stellen zu besiedeln; sein Sohn Leifr (der Glückliche) erreichte auf seinen Reisen sogar die amerikanische Küste, die er in der Gegend von Labrador betrat. Die tapferen Seefahrer begnügten sich jedoch nicht mit den bloßen Entdeckungen, sie gründeten auch Niederlassungen. Diese verbreiteten sich, wie Verne in seiner dankenswerthen Geschichte der Reisen und Entdeckungen ausführt, längs der Nordküste, „die damals bei weitem nicht einen so trostlosen Charakter hatte als heute, bis in hohe Breitengrade hinauf, zu denen man erst in unseren Tagen wieder vorgebrungen ist. Zu jener Zeit betrieb man den Robben-, Walross- und Walfischfang noch in der Bai von Disko, und man zählte hundertneunzig Städte in der Westerbygd neben sechshundneunzig Städten in der Osterbygd. Heute erreicht die Anzahl der Niederlassungen an jenen riesigen Küsten jene frühere nicht im mindesten. Wahrscheinlich bestanden diese Städte allerdings nur aus kleinen Gruppen von hölzernen und steinernen Häusern, deren Ruinen man vom Kap Farewell bis Uppernavik unter 72° 50' nördlicher Breite noch vielfach wiederfindet. Eine Menge Runenschriften, deren Entzifferung später gelungen ist, hat jetzt über die so lange Zeit vergessenen Thatsachen völlig Licht verbreitet.“ Selbst das Christenthum soll damals schon in Amerika und vorzüglich in Grönland Fuß gefaßt haben. In Iperem Lande fanden regelmäßige Kirchensitationen statt und wurden die Kreuzzüge gepredigt. Noch mehr, bis zum Jahre 1418 zahlte das Land dem päpstlichen Stuhl den Zehnten und den Peterspfennig, „der für das genannte Jahr aus 2600 Pfund Walrosszähnen bestand.“

Leider gediehen diese verheißungsvollen Anfänge einer einstigen Kultur nicht zur Blüthe. Verschiedene Ursachen bedingten ihren Verfall, u. a. Pest, Verwüstung durch Seeräuber und schlechte politische Verhältnisse, in erster Linie aber wohl die zunehmende Ausdehnung der Gletscher. Die Frage, ob es sich bei letzterer um ein dauerndes Phänomen handelt, das mit der von James Crell 1875 entwickelten Theorie der 10500jährigen Kälte- und Wärmeperioden zusammenhängt, muß als zur Zeit noch ungelöst bezeichnet werden. Nach dieser Theorie bringt die Stellung der Erdachse folgende die Erscheinung her-

vor, „daß periodenweise die eine Halbkugel der Erde (entweder die südliche oder die nördliche), kältere und längere Winter und kurze heiße Sommer, die andere aber kurze heiße Sommer, die andere aber längere und verkürzte Winter und lange, milde Sommer hat. Infolge der periodischen Aenderungen der Achsenrichtung theilen sich in dieses Loß abwechselnd die Nord- und die Südhalbkugel für einen Zeitraum von etwa 10500 Jahren.“ (Völsche, Entwicklungsgeschichte der Natur.) In der That behaupten manche neuere Forscher das Herannahen einer neuen Eiszeit, und wenn sie recht haben, so verschlechtern sich die Aussichten der Nordpolforscher für die Zukunft immer mehr, statt sich zu verbessern. Indessen kann wohl auch angenommen werden, daß das weitere Vordringen der erwähnten Reisenden auf die Günstig besonders milder Jahre zurückzuführen ist und die Unwirthbarkeit der Gegenden an dem raschen Verfall einen ganz erheblichen Antheil gehabt hat.

Jedenfalls ist zu bedauern, daß in der Erforschung des Nordens nunmehr eine mehrhundertjährige Pause eintrat. Erst die epochemachenden Entdeckungen des Genuesers Kolumbus lenkten das Interesse der seefahrenden Nationen wieder auf jene unbekanntem Länder. Im Interesse des Handels, der Kolonisation und der Machtvergrößerung gedachte man nicht nur neue Gebiete in Besitz zu nehmen, sondern auch den Weg nach Indien durch Entdeckung einer nordwestlichen oder nordöstlichen Durchfahrt zu verkürzen. Eine große Anzahl kühner Expeditionen waren der Lösung dieser Aufgabe gewidmet. Cabot, Frobisher, Davis, Barents bedeckten sich mit Ruhm. Die Aussetzung eines Preises von 20000 Pfund St. seitens der englischen Regierung im Jahre 1743 reizte die Forscher von neuem, und wieder unterzogen sich zahlreiche unerschrockene Männer, wie Ross, Barrn, Franklin u. s. w. den unerhörtesten Strapazen, um ihren Namen mit dem Ruhm der großartigen Entdeckung zu verklären. Vor allem die Franklinsche Expedition hat durch ihren unglücklichen Ausgang viel von sich reden gemacht und eine Reihe für die Wissenschaft hochbedeutungsvoller Expeditionen gezeitigt. Sir John Franklin segelte 1845 mit den erprobten Schiffen Erebus und Terror nach dem Norden ab. Drei Jahre hörte man nichts von ihm, und begann daher die verschiedensten Expeditionen auszurüsten, um Aufklärung über sein Schicksal zu erhalten. England und Amerika beteiligten sich mit gleichem Eifer, die englische Regierung setzte für die Rettung der Ueberlebenden der Expedition 20000 Pfund, Lady Franklin 3000 Pfund St. aus, alles blieb erfolglos. Nur der Ort, wo der Reisende 1845 bis 1846 überwintert hatte, wurde gefunden, erst viel später erhielt man durch Eskimos zuverlässigere Nachrichten über den infolge von Hunger und Kälte erfolgten Tod der Mannschaft, deren Führer, John Franklin, nach einer zweiten Ueberwinterung 11. Juni 1847 gestorben war. Diese Expeditionen brachten aber einen anderen unerwarteten Erfolg:

Mac Clure fand 1851 die jahrhundertlang gesuchte nordwestliche Durchfahrt in der That auf, mußte jedoch zum großen Leidwesen aller Interessenten gleichzeitig konstatieren, daß dieselbe für die Schifffahrt völlig unbrauchbar sei. Die Nordostdurchfahrt wurde erst in den Jahren 1878—79 von dem berühmten Nordenskiöld aufgefunden, auch sie versprach keinerlei praktischen Nutzen für Handel und Schifffahrt.

Die Regierungen begannen in der Folge mit der systematischen Erforschung der arktischen Breiten. Das deutsche Reichsamt stellte einen Betrag von 300 000 Mark zu Zwecken der Polarforschung zur Verfügung. Am berühmtesten sind aus der neuesten Zeit die Polarexpeditionen Nordenskiölds und Nansens, wovon letzterer im Jahre 1888 mit einigen kühnen Begleitern Grönland von Osten nach Westen mit Schneeschuhen durchkreuzte. Vom 15. August bis 16. September legten die müthigen Forscher 490 Kilometer zurück und überstanden Temperaturen von -50° C. Im Frühjahr 1889 kam nach Europa zurückgekehrt, faßte er den kühnen Plan, (zum Theil auf dieselbe Weise) über das Eis nach dem Pol vorzudringen, indem er, von der Lena-Mündung ausgehend, an den neuseeländischen Inseln vorbei über den Nordpol nach Ostgrönland zu gelangen versuchte. Ein eigenes Schiff ließ er für diesen Zweck erbauen, auf dem er mit einem Duzend Genossen am 24. Juni 1893 Christiania verließ.

Man darf billig zweifeln, ob sein Vorhaben von Erfolg gekrönt sein wird; an Originalität wird es jedenfalls noch von dem des schwedischen Ingenieurs Andree übertroffen, welcher in einem Luftballon den Nordpol zu erreichen gedenkt. Das eigenartige Unternehmen ist nach den neuesten Zeitungsberichten bereits finanziell gesichert. Ganz neu ist der Gedanke nicht, denn der erfinderische Jules Verne läßt bereits in seinem Roman: „Fünf Wochen im Ballon“ einen Engländer mittelst Luftballons den dunklen Erdtheil durchqueren. Natürlich verspricht ein solches Unternehmen nur dann ein glückliches Resultat, wenn der Unternehmer es in der Hand hat, seinem Aérostat die gewünschte Richtung zu geben und nach Belieben mit ihm zu steigen und zu fallen. Bei Verne wird das durch Andringung eines Krallgasgebläses bewirkt, wodurch das Gas des Ballons nach Belieben ausgedehnt und derselbe auf diese Weise in die Höhe getrieben werden kann, bis er in eine Luftströmung gelangt, welche die gewünschte Richtung hat. Will man diese verlassen, oder sich zur Erde herablenken so vermindert man die Ausdehnung. Die Füllung des Ballons ist so berechnet, daß derselbe gerade über dem Boden schwebt.

So sehr man nun auch geneigt ist, die Erzählung des phantasievollen Franzosen, sowie des Vorhabens des schwedischen Ingenieurs für phantastische Grillen zu halten, so ist doch die Möglichkeit des Gelingens durchaus nicht ganz ausgeschlossen. Den lenkbaren Luftballon besitzen wir freilich noch nicht, und viele Gelehrte behaupten, daß an die Lösung dieser Frage

überhaupt nicht zu denken sei. Wenn wir aber zurücksehen, erwägend, daß die Wissenschaft vor 100 Jahren noch nichts von Eisenbahnen, Telegraphen, Telephon, Photographie u. s. w. wußte und uns vergegenwärtigen, daß wir jetzt auf Flügeln des Dampfes und der Elektrizität die Welt durchziehen, daß wir unsere Gedanken in ferne Erdtheile tragen lassen und mit unseren Freunden in Paris und Brüssel persönlich sprechen können, wenn wir ferner uns erinnern, daß die Photographie in natürlichen Farben, der elektrische Fernseher und ähnliche Wunder nur noch eine Frage von Jahren sind, so müssen wir wohl oder übel zu der Einsicht kommen, daß wir die Möglichkeit des menschlichen Fortschritts gar nicht hoch genug anschlagen können. Wer weiß, was allein die nächsten zwanzig Jahre bringen werden!

Thatsächlich sind unsere Erfinder unausgesetzt mit der Konstruktion von Flugmaschinen und lenkbaren Ballons beschäftigt. Die Versuche, dem Luftballon eine eigene Bewegung zu verleihen, welche diejenige der Stärke des Windes übertrifft, sind bisher an der Schwere des erforderlichen Motors und der großen Fläche des Luftschiffs gescheitert, trotz der länglichen Form und des Renardschen Bambuspanzers. Selbst mit Hilfe der Elektrizität ist man nicht zum Ziele gelangt, auch der Versuch, durch Ausnutzung der verschiedenen Luftströmungen dem schwankenden Apparat einem bestimmten Ziele zuzulenken, hat noch keine befriedigenden Resultate ergeben. Indessen verdienen die Bemühungen von Gelehrten, wie Professor Wellner (Brünn) und Professor Langley (Newyork) ernste Beachtung. Trozdem ist es leicht möglich, daß die Versuche, brauchbare Flugapparate herzustellen, noch vor Lösung der Ballonfrage von Erfolg begleitet sind. Der deutsche Ingenieur Otto Lilienthal hat bereits als Frucht dreihundzwanzigjähriger Arbeit einen solchen Apparat angefertigt, der ihn 300 Meter weit durch die Lüfte führt. Lilienthal bringt zehn Quadratmeter große weiße Flügel zur Anwendung, deren Wölbung ein Zwölftel ihrer Größe beträgt. Die Einhaltung der Richtung sichert ein hinten angebrachtes Steuersegel.

Der von Andree in Aussicht genommene Ballon wird 4500 Kubikmeter räumen, seine Spitze wird mit der wasserdichten Kappe bedeckt sein, um die Temperaturverhältnisse im Ballon zu vermindern, und den Ballon und dessen Netz gegen Schnee und Regen zu schützen. Ein unter dem Äquator des Ballons angebrachter breiter Gürtel der rings um denselben herumläuft, soll den Winddruck vom unteren Theile abhalten. Außerdem verläßt sich der Ingenieur auf ein kunstvolles Segelsystem, sowie auf ein Lenksystem, welches das Schweben des Luftschiffs in einer Mittelhöhe von 200 Meter über der Erdoberfläche bewerkstelligen soll. Letzteres ist nothwendig, damit der Luftschiffer überhaupt Beobachtungen anstellen kann, da sonst die ganze Reise ja zwecklos sein würde, wie sie überhaupt selbst im Falle des Gelingens der Wissenschaft nicht den reichen Ertrag

einer Landreise verspricht. Der Luftreisende kommt ja weit schneller vorwärts, er braucht nur Tage, wo der Landreisende Monate nöthig hat; dafür giebt auch die Luftfahrt, wenn die Einhaltung der Richtung nur gesichert werden könnte, um so eher die Bürgschaft der Durchführung, denn der Infante des Ballons fliegt leicht über alle Gefahren hinweg, welche den Erdenwanderer bedrohen, die Schrecken des Klimas sind für ihn weniger vorhanden, weil er ihren Schädlichkeiten nur kurze Zeit ausgesetzt ist, Hunger und Durst bedrohen ihn weniger, weil er sich auf die erforderliche Zeit mit Leichtigkeit verproviantieren kann.

Wenn also auch die Luftfahrt über den Pol nicht denselben Gewinn für die Wissenschaft hat, wie eine regelrechte Erforschung, so wohnt ihr doch eine unendliche Bedeutung schon deshalb inne, weil sie die erste Durchkreuzung der unbekannteren Polregion überhaupt ermöglicht. Zur Zeit ist man noch nicht über 83 Grad 24' vorgebrungen, kein Zweifel, daß innerhalb der nächsten zwanzig Jahre der Punkt der menschlichen Hoffnung erreicht werden wird. Afrika ist in unserem Jahrhundert durchquert worden, auch die Geheimnisse des Nordpols werden sich der menschlichen Wissbegier entschleiern. Sollten wirklich die Eisregionen seit den Entdeckungen der kühnen Seeräuber nach Süden sich ausgebreitet haben, so gebietet die Menschheit heute doch über ganz andere nautische und materielle Hilfsmittel, um den Schrecken einer erheblicheren Kälte mit wenig Gefahr trotz und über Schwierigkeiten triumphieren zu können, an denen sich Muth und Kraft unserer Vorfahren vergebens erprobt hätten. Und was noch fehlt, bringt vielleicht die Technik in wenigen Jahren hervor — wir stehen nicht am Ende unserer Geistesarbeit, sondern erst am Anfang. Wir dürfen nicht bloß hoffen, sondern überzeugt sein: künftige Generationen werden den sicheren Weg durch die unermesslichen Luftregionen finden, und der uns unerreichbar erscheinende Nordpol wird ihnen kein Mysterium mehr sein!

Aus den Briefen eines deutschen Marine-Offiziers.

Von Julius Piehl.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Japanische Binnensee 17. 11. 1877

Heute haben wir Nagasaki verlassen. Die letzten Tage unseres Aufenthaltes daselbst habe ich fleißig benutzt, um Touren in die Umgebung zu machen. Am liebsten waren mir die Gebirgswälder, voll von Eichen, stattlichen Bambusstämmen, Kamelien und Rhododendronarten. Bei dem schönsten Wetter verließen wir den Hafen und genossen noch einmal in vollen Zügen die Schönheiten der Nagasaki-Bucht. An manchen Stellen ist die Binnensee nicht breiter als der Rhein und trägt auch in Bezug auf landschaftliche Schönheit ganz den Charakter des Rheins. Heute gegen Abend oder um Mitternacht werden wir in Kobe eintreffen.

26. 11. 18 . .

Am 18. sind wir in Kobe angekommen und am 19. reiste ich mit mehreren anderen Offizieren nach Kioto, einer großen japanischen Stadt, die jedoch den Europäern verschlossen ist und in die wir nur mit Hilfe eines Passes gelangen konnten. Kioto ist die Stadt der Tempel. Die Tempel sind Holzbauten in großartigem Style und einem Alter, welches häufig in die vorchristliche Zeit hineinragt. Sie gehören theils dem Schinto-, theils dem Buddha-Cultus an, zuweilen findet man beide Cultus in einem Tempel friedlich neben einander, denn religiöse Unbuldsamkeit kennt der Japaner nicht. Im Innern sind die Tempel reich überladen mit Gemälden, Schnitzereien und Metallarbeiten, besonders gilt dies von den Buddha-Tempeln, die in ihrem Innern häufig einer reich ausgestatteten katholischen Kirche täuschend ähnlich sehen. Sehr fromm scheint das Volk jedoch trotz der vielen Tempel nicht zu sein. Man sieht wenigstens nur Vereinzelte beten. Mittels eines Seiles wird gegen eine Glocke geschlagen, um den Gott zu rufen. Die Gebete werden vielfach auf einen Papierstreifen geschrieben und im Tempel aufgehängt. Noch mehr als die Tempel selbst wirkt auf das Gemüth die Umgebung der Tempel, denn dieselben liegen sämmtlich in Hainen oder Wäldern, welche in landschaftlicher Beziehung wunderbar Schönes bieten. Für Naturschönheiten haben die Japaner überhaupt einen ausgesprochenen Sinn. Hier in Kioto giebt es zwei Europäer, die von der Regierung angestellt sind, beide sind Deutsche. Der eine ist Dr. Wagner, der die deutsche Schule leitet, welche bezweckt, den jungen Japanern Deutsch beizubringen, der Andere ist Dr. Scheube, der die medizinische Schule unter sich hat und die Japaner, nachdem sie Deutsch gelernt, zu praktischen Aerzten heranbildet. Am Nachmittag fuhr uns Dr. Scheube in seinem Wagen zu den kaiserlichen Gärten, wo eine Menge Volkes versammelt war, und sich in lustigen Spielen vergnügte. Bedient wurden wir von Mädchen in Bauertracht, eine Tracht, die allerliebste aussteht. Zum Schluß baten sich die Mädchen die Ehre aus, uns über einen dort befindlichen See fahren zu dürfen, was wir gerne gestatteten. — — —

Yokohama, 7. 12. 18 . .

An Bord Sr. Maj. S. „Vineta“.

Gestern habe ich eine Fahrt nach Jeddo (Tokio) unternommen, um dem Gesandten, dem Consul und einigen deutschen Professoren, die an der dortigen medizinischen Schule angestellt sind, meine Aufwartung zu machen. Die Aufnahme war allenthalben eine sehr freundliche. Jeddo ist eine kolossale Stadt. Das Tollste, was ich daselbst gesehen habe, war eine vom Fuchs besessene Frau. Die Frau befindet sich im dortigen Krankenhaus und ist vom Fuchs besessen, gerade wie bei uns im Mittelalter die Leute vom Teufel besessen waren. Der Fuchs spielt nämlich in dieser Hinsicht in der japanischen Religion eine ähnliche Rolle wie der Teufel in der christlichen. Dem am Krankenhaus ange-

stellten Professor B. gelang es sehr leicht einen Anfall hervorzurufen, so daß wir uns mit dem Fuchse unterhalten konnten. Auf meine Frage, weshalb denn eigentlich der Fuchs einen andern Körper aufgesucht habe, antwortete er, sein Körper sei von einem Hunde aufgefressen worden und die Seele könne nicht ohne Körper bleiben, es sei denn, daß man ihr einen Tempel baue. Leider aber hatte die betr. Frau bereits ihr ganzes Vermögen damit vergeudet, verschiedene Tempel zu bauen, ohne jedoch, wie sie meinte, den Fuchs los zu werden. Es ist, dies ein merkwürdiger Krankheitsfall, doch würde es mich zu weit führen, auch denselben in medizinischer Hinsicht zu erklären. Uebermorgen, also am 9., werden wir Yokohama verlassen. Diesen Brief lasse ich hier zurück, damit er mit der nächsten Post über Amerika nach Europa befördert wird.

Bunter Schnee.

Eine winterliche Naturbetrachtung.

Von Dr. Otto Gottkalf.

(Nachdruck verboten)

Wenn in einem waldbedeckten Gebirgsthale die Sonne hinter die Berge hinabsinkt, und ihre Strahlen durch eine Lichtung zwischen den Baumwipfeln den Scheidegruß senden, dann sieht man Milliarden von kleinen Körperchen, die Sonnenstäubchen, glühend und flimmernd auf- und niederschweben. Auch wenn die Sonne durch ein kleines Loch im Fensterladen in die Stube scheint, enthält sie unserem Auge wie durch ein Mikroskop unzählige kleinste Stäubchen, welche bei dem geringsten Luftzug ihre lustigen, lustigen Kreise ziehen. Fällt Regen, so nimmt dieser allen Staub aus dem Luftreiere mit sich, schüttet ihn auf den Boden herab, und wäscht so gewissermaßen die Luft rein. Daher nach jedem Regen jene Klarheit der Atmosphäre, jene Reinheit der Luft! In noch vollkommenerem Maße aber geschieht dies durch den Schnee. Die fallenden Schneeflocken filtrieren gleichsam die Luft; weshalb auch der abgelagerte und etwas zusammengeschmolzene Schnee grau und schmutzig aussteht. Schneit es dann bald wieder, so markiert sich die frische Weiße scharf von dem schwärzlichen Untergrunde der abgeschmolzenen Schichten, und man sieht an windfangenden Waldrainen oder Bergmulden eine schwärzweiße Marmorierung, welche durchzogen ist von walligen Streifen und geränderten Bändern.

Aber auch durch den Wind kann auf den Schnee Staub angeweht werden, welcher dann je nach seinem Ursprunge die verschiedenste Färbung zeigt. In den Alpen ist es eine nicht seltene Erscheinung, daß nach heftigen Stürmen die Firnen plötzlich in gelblich-rother Farbe erglänzen. Sieht man näher zu, so findet man, daß die Oberfläche des Schnees mit einer unendlich feinen, meist ziegelrothen Staubschicht bestreut ist, welche die Winde herangeweht haben. Die Untersuchung solchen Meteorstaubes ergibt, daß er vorwaltend aus

verschiedenen winzigen Bruchstückchen von Mineralien besteht. Mitunter finden sich aber auch beigemengt Reste organischer Körper, Theile abgestorbener Insekten, Blütenstaub und winzige Partikelchen von Stengeln, Blättern und Früchten. Kerner von Marilann schildert in seinem „Pflanzenleben“ bereits jenen großartigen Anblick, welchen einmal nach einem mehrere Tage wehenden Südwinde die Schneefelder der Solsteinkette bei Innsbruck boten, als in der Mittagssonne die weiten Strecken der Gebirge und Firnenfelder in grell rosenrother Färbung erglänzten.

Bei Arlovey in Frankreich war am 30. Januar 1870 der erste Schnee gefallen, und Erdboden, Häuser und Bäume waren mit einem Schneeteppich von keuscher, unbefleckter Weiße bedeckt. In der Nacht vom 30. zum 31. Januar wehte ein außerordentlich heftiger Wind, und Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr schneite es wieder. Wie erstaunten aber die Leute, als sie in's Freie tretend, nicht mehr wie geblendet wurden von dem lebhaften Weiß, sondern alles ein dunkles Trauergewand angelegt hatte. Das weiße Leichenuch der Erde war in einen schwarzen Sammetteppich verwandelt, die hübschen Bauernhäuschen, welche vorher mit ihren getünchten Mauern, ihren schneebedeckten Strohdächern so schmuck und kokett dastanden, waren jetzt mit traurigem Schwarz bekleidet. Man unterzog nun diesen gefärbten Schnee einer näheren Untersuchung. Auf einer Oberfläche von einem Quadratmeter nahm man sorgfältig die schwärzliche Schicht hinweg, um den Schnee zu schmelzen und auf einem Filter den im Schmelzwasser schwebenden Stoff sich sammeln zu lassen. Dieser wog getrocknet 6 1/2 Gramm und hatte ganz das Aussehen der schwärzlichen Erde jener Gegenden. Genauere Erkundigungen ergaben, daß diese Art schwarzen Schnees ziemlich weit verbreitet gewesen war. Nordöstlich von Arlovey, von wo der Wind wehte, war der Schnee mindestens noch einmal so dunkel gefärbt als in Arlovey selbst; in der entgegengesetzten Richtung dagegen hatte er eine weniger dunkle Farbe. Da die abgelagerte Erde auf einen Quadratmeter 6 1/2 Gramm wog, so ergeben sich für ein Quadratkilometer 6500 Kilogramm oder 130 Zentner. Meistens aber erstreckt sich doch ein Schneefall auf mehrere Kilometer, und man ersieht daraus, welche ungeheure Masse und Gewichtsmenge erdiger Bestandtheile vom Winde auf den Schnee geweht werden können.

Schneefälle von grell gelber Färbung kommen namentlich in Italien vor, wo die heftigen Südwinde oft mit buntem Sande ganz geschwängert sind. So fiel im Jahre 1870 am 13. Januar Nachmittags im nördlichen Italien gelber Schnee, während zugleich im Süden mit starkem Regen eine Menge gelben Sandes auf die Erde herabkam. Es herrschte während dieser ganzen Zeit ein heftiger Südostwind im Gebiete des adriatischen Meeres. Da der früher und später gefallene Schnee die gewöhnliche schöne Weiße hatte, der dazwischenliegende aber ganz gelb war, so bot der Durch-

schnitt eine herrlich marmorirte Zeichnung dar.

Im Jahre 1867 in der Nacht vom 15. Januar wehte ein sehr heftiger Südwind auf der nördlichen Seite der Seealpen oberhalb Albenga und am Morgen erschien plötzlich alles von einem grell leuchtenden rothen Schnee bedeckt, welcher seine Farbe einem ihm beigemischten, sehr feinen Pulver verdankte. Es beladen sich nämlich die trockenen Winde bei ihrem Uebergang über das Meer mit Wasserdämpfen, und wenn sie dann den Continent erreichen, fällt ihr Gehalt als Regen oder Schnee auf die Berge oder Thäler nieder. Bei großer Heftigkeit aber führen sie auch noch den gelben oder rothen afrikanischen Sand mit sich, sowie alle kleinen Thierchen, welche sie in der Luft auf ihrem Wege antreffen.

Aber nicht nur auf solch mechanische Weise wird eine Buntfärbung des Schnees, vom hellsten Gelb bis zum tiefsten Schwarz hervorgebracht, sondern auch durch organisches Leben und pflanzliches Wachsen und zwar namentlich an diejenigen Stellen, wo man alle Lebensfähigkeit für erloschen halten möchte. Es war im Jahre 1760, als Saussure zum ersten Male die Schneefelder in den savoyischen Hochgebirgen lebhaft roth gefärbt sah durch eine kleine Pflanze und diese Erscheinung als „rother Schnee“ beschrieb. Einmal aufmerksam gemacht, fand man diesen rothen Schnee auch auf den meisten anderen Gebirgen. In großartigster Entwicklung aber wurde derselbe in Grönland beobachtet. Als Kapitän John Ross im Jahre 1818 auf seiner Entdeckungsreise im arktischen Amerika das Kap York umschiffte hatte, sah er alle Schneefelder lebhaft karmoisinroth gefärbt, und es war dieser Anblick so überraschend, daß John Ross jene felsigen Ufer als Crimson Cliffs (Carmoisinlippen) bezeichnete.

Betrachtet man solch ein Schneefeld, welches von der „Blume des Schnees“ (*Sphaevella nivalis*) roth gefärbt ist, in der Nähe, so findet man, daß nur die oberflächlichste Schicht, etwa 5 Zentimeter tief, diese Färbung zeigt, und daß sich das Phänomen vorzüglich an jenen Stellen ausgebildet hat, an denen der Schnee unter dem Einflusse der Sonnenwärme zeitweilig abgeschmolzen ist, insbesondere also in den großen und kleinen Mulden und gegen den Rand der Firnen. Unter dem Mikroskop betrachtet, stellt sich die den Schnee roth färbende Masse als eine Menge kugelförmiger Pflanzenzellen dar, welche sich im allgemeinen nicht von der Stelle rühren und auch kein Lebenszeichen von sich geben, so lange der Schnee durch die eisige Kälte erstarrt bleibt. Wenn aber die Wärme der Hochsommermonate die oberste Schicht von Eis und Schnee zum Schmelzen bringt, werden auch diese Pflänzchen lebendig; sie wachsen zusehends und bereiten sich, wenn sie einmal eine gewisse Größe erreicht haben, zur Theilung und Vermehrung vor. Nun entsteht auf den Schneefeldern ein buntes, bewegtes Leben. Denn auf diesen lebendigen rothen Schneemassen spielen auch bald wieder die erwachten Käbertierchen mit

ihren langen Wimpfern umher, es machen die unter dem Namen Gletscherflöhe bekannten schwarzen Boduren wieder ihre weiten Sprünge und die scheußigen Spinnen schreiten mit ihren langen Beinen über die von der Sonne beschienenen eisigen Gefilde.

So bietet also auch der Winter mit seiner scheinbar alles Leben erstarrenden Kälte noch mancherlei Wunder, noch vielerlei Schönheiten dar. Selbst der Schnee, dessen Weiße uns sprichwörtlich ist, kann in bunter Nuancierung und Schattirung einem schön marmorirten Felsgestein gleichen und sein „Leichenzug“ kann zum Nährboden für unzählige, bunt schillernde und schimmernde Pflänzlein werden.

Winterleben in der Natur.

Von Hermann Gressing.

Nachdruck verboten.

Säufig hört man von einem Winter-
schlaf der Natur oder davon reden, daß im Winter alles Leben in der Natur erloschen, gestorben sei. Der Frühling erweckt sie aus ihrem Schlummer. So mag es allerdings denjenigen scheinen, welche mit hereinbrechender Kälte ihre Spazierstöcke einstellen und erst den Lenz mit seinen wärmenden Sonnenstrahlen, seinem Vogelsang und Blumenduft abwarten, bevor sie sich wieder hinauswagen in Wald und Flur. Wer aber gewohnt ist, Tag für Tag ohne Rücksicht auf die Witterung mit seinen Partien fortzufahren, der wird, wenn er ein aufmerksamer Beobachter der Natur ist, sich sehr bald zu anderer Ansicht belehren. Nicht nur wird es ihm klar werden, daß die Natur auch im Winterkleide ihre eigenartigen Reize hat, sondern er wird auch bald zu seinem Erstaunen wahrnehmen, daß das Leben, oder besser gesagt, die Entwicklung in der Natur eigentlich nie völlig ruht, selbst unter der weißen Schneedecke nicht; daß sie höchstens bei Frost in ihrer geheimnißvollen Arbeit pausiert, im Uebrigen zwar langsam, aber doch erkennbar ihre Vorbereitungen für den belebenden Frühling trifft. Wenn wir dann an einem prächtigen April- oder Matitage zum erstenmale wieder in das freie Land hinaustrreten und alles so herrlich grün und blühend erblicken, dann schwärmen wir wohl davon, daß der Frühling über Nacht gekommen sei, denn unseren Augen ist ja der ganze Entwicklungsprozeß entgangen. Aber wir täuschen uns! Die Natur macht keine Sprünge! Alles ist Entwicklung! Jeder Trieb, jede Blüthe, jede Frucht ist das Produkt langamer, schaffender Thätigkeit.

Wo und wie aber geht wohl diese stille Winterarbeit vor sich? Wo ist denn das Leben in der Natur, von dem ich rede? Folgt mir im Geiste hinaus in die winterliche Landschaft, in ihr die Spuren des Lebens zu suchen. Wir brauchen nicht weit zu gehen. Droben auf der Höhe erwartet uns der dunkelgrüne Nadelwald, ein Bild voller Lebenskraft mitten zwischen Eis und Schnee. Nicht so empfindlich wie

unsere Laubbäume, halten die Repräsentanten der Koniferen ihre nadelähnlichen Blätter treu den Winter hindurch fest, nur die weniger kältebeste Lärche zieht es vor, dem Beispiel ihrer belaubten Waldschwester zu folgen und ihr zierliches Kleid erst im Frühling anzulegen. Dagegen erblicken wir die vertrauten Gestalten von Tannen, Kiefern und Fichten, die uns in so gutem Andenken aus der Kinderzeit, wo sie im Kerzenglanz und Gold- und Silberschmucke auf dem Weihnachtstische erstrahlen, als stattliche Reden vor uns im grünen Gewande, neben ihnen am Boden ihren kleineren Verwandten, den Wachholder, der nicht nur seine Blätter, sondern auch seine Früchte, die erst innerhalb zwei Jahren reif werden, den Winter hindurch bewahrt!

Und das ist nicht der einzige Fruchtbaum in der weißen Landschaft. Am Gelände dahinstreifend, entdecken wir Hecken des Schlehdorns und der Heckenrose, beide reich mit Früchten behangen, ersterer mit den etwa kirschengroßen, blauschwarzen Beeren, letzterer mit den rothen, länglichen Hagebutten. Doch wer weiß: vielleicht zieht sich dem Leser unwillkürlich der Mund zusammen, wenn er an diese blauen Beeren denkt, deren Genuß ihm vermulthlich in wenig angenehmer Erinnerung ist. Nur nicht zaghaft, wir greifen heute getrost zu, denn wir wissen, die Schlehen haben bereits einen Frost hinter sich, und wir finden ihren Geschmack gar nicht unangenehm, wenn wir sie auch gerade nicht unter die kulinarischen Hochgenüsse zählen. Als Kompott aber mögen wir sie wohl, allerdings mit recht, recht viel Zucker, und auch die Hagebutten geben eine gesunde würzige Suppe, — wenn nur jemand Lame und sie abnähme!

Auch die Pflanzen und Thiere fehlen der Natur während des Winters nicht. Ueberall, wo der Schnee auf der weiten Flur Lücken gelassen hat, schaut neugierig die frischgrüne Winterfaat in die Welt, am Rain finden wir zahlreiche Exemplare von Gänseblümchen, Taubnessel, Vogelmiere u. s. w., im Garten steckt das Schneeglöckchen aus dem Schnee seine zierlichen, weißen Blüten heraus, und schon lange vor ihm um die Weihnachtszeit, bewundern wir ebenda die großen, weißen, zart rosenrot angehauchten Blüten der Christrose (*Helleborus niger*, schwarze Nießwurz), die von den Gärtnern in Masse auf den Markt gebracht, und von Naturfreunden gern zur Verschönerung des Weihnachtstisches gekauft und benutzt werden. Aber nicht allein eine Blume eröffnet um diese Zeit ihre Blüten, sondern auch ein Baum, der Träger der beliebten Haselnüsse. Schon im Herbst hingen die langen Kästchen fir und fertig herab, und während die Blätter eins nach dem andern von den Zweigen gelöst zu Boden fielen, harrten die niedlichen Blüten stark und müthig aus, ihre Staubbeutel mit dem gelben Blütenstaub sorgsam im Innern verschlossen haltend. Wenn wir im Frühling wiederkommen, werden sie geöffnet sein und uns mit Wolken des gelben Pulvers empfangen, das die weiblichen,

knospenähnlichen Blüten mit ihren purpurnen Stengeln befruchten soll.

Die Tierwelt ist noch zahlreicher vertreten als die Pflanzenwelt. Nicht nur ziehen viele unserer Waldbäuer, Amseln, Drosseln, Zeltige, Lerchen, Hänflinge u. s. w.; einzeln oder gefellig nahrungsuchend umher, es treffen sogar besondere Wintergäste ein, Besucher aus dem Norden, denen es bei uns selbst in der rauhen Jahreszeit warm und behaglich vorkommt. Der Winter bringt uns viele der sonst so scheuen Gefellen sogar näher, die hungernden Raben kommen in Schaaren gezogen, sich in der Umgebung der Dörfer oder auf Bäumen in Gärten und auf Plätzen niederzulassen, die eigenartigen Haubenlerchen trippeln in Gesellschaft von Sperlingen und Goldammern auf den Straßen herum und singen wohl gar schon an sonnigen Februartagen ihr angenehmes Lied. Selbst das furchtsame Wild sucht die Nähe menschlicher Behausungen, wie wir an den zahlreichen Hasen- und Rehpuren in der Nähe der Dörfer erkennen können.

Allen die Krone setzt aber ein Vogel auf, der mitten im Winter sein Nest erbaut und seine Jungen ausbrütet. Von wem anders könnte ich sprechen als dem Kreuzschnabel? „Dem Schnee und Eis Trost bietend,“ sagt Scheidt in seinem empfehlenswerten Buche: „Vögel unserer Heimath“, „richtet er sich auf einem der immergrünen Bäume wohnlich ein, versteckt und befestigt sein kunstvolles Nest so, daß auch das Brausen des stärksten Sturmes ihm nichts anhaben kann, und fängt dann getrost an, Eier zu legen, wie wenn es sonniger Mittag wäre. Den Jungen bietet auch der Winter den nöthigen Unterhalt. Die Alten füttern sie mit Fichten- oder Kiefern Samen, den sie zunächst in ihrem Kropfe aufquellen.“ Am prächtigsten nimmt sich, hebt auch Drehm hervor, eine Kreuzschnabelgesellschaft aus, wenn der Winter die Herrschaft führt. „Dann heben sich die rothen Vögelchen lebendig ab von dem düsteren Nadelgrün und dem weißen Schnee und wandeln den ganzen Wipfel zu einem Christbaume um, wie er schöner nicht gedacht werden kann. Zu ihrer ansprechenden Färbung gesellt sich ein frisches, frohliches Leben, ihre stille, aber beständige Regsamkeit, ihr gewandtes Auf- und Niederklettern, ihr Schwagen und Singen, um jedermann zu fesseln.“

Und der Mensch? Auch er spielt seine Rolle in dem Wirbeln der Schneeflocken,

im Winterleben der Natur. Unter lustigem Schellengettingel gleiten fröhliche Gesellschaften in den leichten Schlitten über die schneebedeckte Landstraße, oder eilen auf Stahlschuhen pfeilschnell über die spiegelglatte Eisbahn dahin. Also allenthalben reges Leben und Treiben — nur daß die Landschaft einen düsteren, einsameren Charakter trägt. Am lebendigsten, wenn die Frühlingsstürme daherbrausen! „Der Thauwind kam vom Mittagsmeer“ — da schmelzen Schnee und Eis und beleben die Gegend umher mit Hunderten von Quellen, Rinne und Bächlein. Nun ist es Zeit, täglich hinauszugehen und die Fortschritte des Wirkens der Natur zu beobachten, denn nun nimmt die Entwicklung einen raschen Lauf, bis sie in der Maienblüthe den höchsten Triumph ihrer Arbeit feiert.

Gemeinnütziges.

Entfernen von Rostflecken aus Wäsche. Die Rostflecken sind in der kassen Wäsche mit einer wässrigen Lösung von Schwefelsäure 1:100 einzureiben, die Wäsche sechs Stunden bei Seite zu legen und darauf mit Wasser zu spülen. Die nun schwarzen Flecken sind mit verdünnter Essigsäure einzureiben und die Wäsche noch abermaligem sechsständigen Liegenlassen mit Wasser zu spülen.

Was fängt man mit erfrorenen Äpfeln an? Das beste für erfrorene Äpfel ist das Verbringen in einen kühlen Luftraum, wo sie ohne Schaden allmählig aufthauen. Aber nie in geheizte Räume.

Kryttalkaraffen reinigen. Dieselben lassen sich recht gut mit rohen Kartoffeln reinigen, indem man die letzteren in kleine eckige Stücken schneidet und davon eine kleine Handvoll in das zu reinigende Gefäß mit soviel Wasser schüttet, daß sie bedeckt sind. Nun legt man den Stöpsel auf und schüttelt gut durch, worauf die Karaffe geleert und mit frischem Wasser nachgespült wird. Dies einfache Mittel gibt selbst solchem Kryttalkaraffen die Reinheit und Klarheit wieder. Glasflaschen reinigt man auf dieselbe Weise.

Firnöl für japanischen Lack. Man nimmt 40 g gebrannte Umbra, 20 g ächten Asphalt und 1 Liter kochendes Leinöl. Den Asphalt löst man in der Wärme in wenig Del, setzt die mit Del angeriebene Umbra hinzu und rührt mit dem Rest des Deles gut durch, worauf man erkalten läßt und mit Terpentinöl verdünnt.

Um den Wurmfraß von Körben abzuhalten, bestreicht man dieselben mit folgender Lösung: reine Karbolsäure in denaturirtem Weingeist gelöst mit Naphthalin vermischt und mit Benzin verdünnt.

Räse taucht man zum Zwecke des Aufbewahrens in Essig und schlägt ihn in ein Tuch, welches in mit Salz und reichlich Pfeffer aufgekochtem und abgekühltem Wasser ausgedrückt worden ist.

Humoristisches.

Zwischen zwei Gutsbesitzern. U.: „Mein Sohn hat zwei Universitäten besucht er hat also seine Bildung von zwei Alma-Maternen gezogen.“ — B.: „Da erinnert er mich an mein Kalb, das von zwei Mähen genährt werden mußte.“ — U.: „Warum?“ — B.: „Weil es ein so großes Kalb war.“

Entweder — oder. Student (der sich von einem Herrn fürirt glaubt): „Entweder Sie geben mir Ihre Karte oder Sie pumpen mir zehn Mark!“

Im Gebirgsverein. Gast: „Wer sind die Herren, welche so stolz an dem Tische drüber sitzen?“ — Vereinsmitglied: „Das sind diejenigen unserer Vereinsmitglieder, welche bereits über hundert Meter abgestürzt sind.“

Weise Vorsicht. Pferdeverleiher: „Hier haben Sie ein vorzügliches Pferd, aber ich bitte, die Leihgebühr von 10 Mark im Voraus zu erlegen.“ — Sonntagreiter: „Im Voraus? Glauben Sie denn, daß ich ohne Pferd nach Hause komme?“ — Pferdeverleiher: „Das nicht, aber das Pferd ohne Sie.“

Der Riese.

„In meine Thür ein Riese faßt,
Ein Riese, wuthentbrannt;
Sein Schritt war schwer wie Zentnerlast,
Zehn Ellen Arm und Hand.
Er starrt mich an und lobte dann: —
Mir bangt und bebte jeder.
Zuletzt sah ich ihm ins Gesicht
Und rief: „Was willst Du mir?“

Der mächt'ge Riese, als ich sprach,
Ward blaß und dünn und klein,
Und, wie durch Rauch, die Sonne brach
Durch sein verzagt Gebirn.
Erst roth und wild, ward blau und mild
Sein Aug'; er flüstert scheu.
„Ist das!“ — rief ich mit neuem Muth,
„Der Feind und sein Geschrei?“

Er sank vor meinem ernsten Blick,
Bald ward er ganz zu Nicht!
Und Schatten ließ er nicht zurück
Zu wehren mir das Licht.
So kommt uns oft ganz unerhofft
Ein Riese vor der Thür,
Doch blick ihn an mit kühnem Muth,
Und sieh — er flieht vor Dir!

Räthsel.

Im Hause hat es Niemand gern,
Und aus dem Munde junger Herrn
Berleht es oft die Damen.
Doch stets noch ehren wir den Klang
Des Worts, das einst den Meißel schwang,
Als hochberühmten Namen.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:

Emma — Amme.

Für Rettung von Trunksucht!

versend. Anweisung nach 18-jähriger approbirter Methode zur sofortigen radikalen Beseitigung, mit, auch ohne Vorwissen, zu vollziehen, — keine Berufsstörung, unter Garantie. Briefen sind 50 Pfg. in Briefmarken beizufügen. Man adressire: „Privat-Anstalt Villa Christina bei Säckingen, Baden.“

Abonnement 75 Pfg. vierteljährlich. Inserate 15 Pfennig die Zeile.

Süddeutsche Thier-Rörse

Organ für Jagd- u. Fischzucht. Fachzeitung Süddeutschlands. Vögel, Bienen, Hunde und Fischzucht. Centralblatt für 46 Vereine und Verbände. Erscheinungsort: Heilbronn a. N.

3 Meter f. blau, braun od. schwarz

Cheviot

zum Anzuge für 10 Mark, 2 1/2 Meter desgl. zum Paletot f. 7 Mark, 1a Anzug- u. Hosenstoffe äußerst billig, versendet franco gegen Nachnahme J. Büntgens, Tuchfabrik, Eupen bei Aachen. Unerkannt vorzügliche Bezugsquelle. Muster franco zu Diensten.